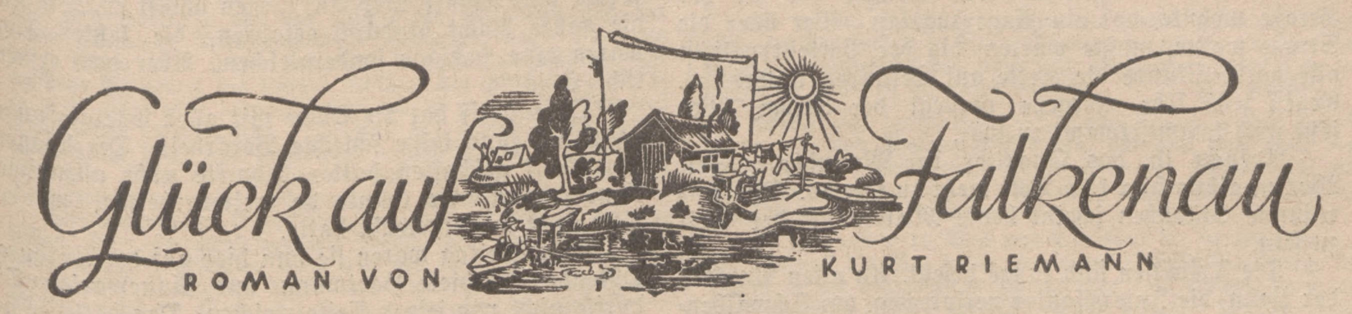
27. September 1935 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 222

In freier Stunde



(32. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

„Mensch, Doktor! Wir haben gewonnen!"
„Glückspilz! Zum Generaldirektor!"
„Direktor wirste mit einem Schwuppdich!"
„Unser Doktor ist 'n großes Tier!"
So fahren sie auf ihn zu, nur Annemarie bleibt lächelnd sitzen.
„Seid ihr alle blödsinnig geworden?"
„Ne . . . aber du 'n berühmter Mann!"
„Was ist das für Quatsch!? Vater Heinrich . . . 'raus mit der Sprache! Was hat euch die junge Dame da drüben eingebrockt?"
Dabei fliegt ein fröhliches Augenzwinkern zu ihr hinüber.
„Die Amag will deinen Vergaser kaufen! Wir sind gemachte Leute, Doktor!"
„Ist das wahr?"
„Frag sie doch selbst!"
„Annemarie . . .?!"
Sie nickt ihm zu, das Glück in den Augen.
„Thormeyer hat mich jedenfalls hergeschickt, dich zuholen. Pläne, Modelle bitte gleich mitbringen — was soll da anderes zu glauben sein?"
Heinz muß ganz tief Luft holen.
Die Amag . . .
Das hat er nicht zu hoffen gewagt. Jedenfalls jetzt nicht. Dieser Niemöller hat zwar allerlei mit ihm besprochen, aber das . . .?
„Komm!"
Er nimmt Annemarie beim Arm hoch, sie macht ihm nicht schnell genug, er zerrt sie ein wenig.
„Stephan wartet an der Ecke . . .!"
„Wer ist Stephan? Soll ich ihn niederschlagen?"
Eine fröhliche Raserei hat ihn ergriffen. Er quetscht dem glückstrahlenden Mädchen alle Rippen, daß es aufschreit und Vater Heinrich zur Vernunft mahnt

„Ach was! Vernunft! Ausgerechnet du mußt das predigen, Vater Heinrich. Ein Kerl, der sein ganzes Geld in eine so faule Sache steckt, wie es unser Vergaser ist. Und daß ich's nicht vergesse: Da habt ihr auch was zum Freuen, Freund Schorsch kommt sicher durch! Ich hab's vom Chefarzt, morgen dürfen wir alle bei ihm antreten zur Besucherpolonaise. Wo ist meine Aktentasche? Thiele, du lottriges Luder, hast wieder alte Putzwolle hineingepackt! Raus damit! Ich hole die Zeichnung, reißt ihr mal das Modell von der alten Karre — Mädel, Annemarie, wenn das so geht, wie ich es mir denke, dann wird in vier Wochen geheiratet! Du brauchst ja nicht einmal das Monogramm in der Wäsche zu ändern. — Augenblick, ich hole mir die Pläne! Vorsehn!"
Er saust die zwei Stiegen zu seiner Dachkammer hinauf, reißt die Zeichnungen aus dem Schubfach . . . einen Augenblick bleibt er atemholend stehen, ein Name fällt ihm ein, Hambacher . . . „Ja, ja . . . nun stehe ich dicht vor dem Ziel, ich bin im Begriff, deine Erbschaft anzutreten, hoffentlich freut es dich auch da oben noch . . ."
Da hupt Stephan schon draußen.
„Kinder . . . drückt die Daumen!" ruft Heinz den Zurückbleibenden zu. Dann schießt der schwere Wagen davon.
„Wir bleiben wach!" brüllt Thiele noch hinterher. Der Doktor nickt ihm zu, dann sinkt er aufatmend in die Polster.
Leise berührt ihn eine Hand.
„Freust du dich, Heinz?"
„Mädel . . . Fräulein Doktor . . . ach Gott!"
Er nimmt sie fest in seine Arme. Mag Stephan vorn denken, was er will.

*

Die Fahnen knattern im Winde. Sommerwolken treiben über die Berge. Heut hat die Eifel ihren großen Tag. Aus seinem Dornröschenschlaf ist das Gebirge an Deutschlands Westgrenze erwacht, hat Schmuck und Ehrenkleid des großen Ereignisses angelegt und wartet auf die Menschen.
Die strömen in langer Kette heran, ein Zug ohne Ende. Ein stählerner Pilgerzug, Motorendonnern ist sein Gesang. Hier pocht das Herz des Tages im Stahl der Automobilmotoren.
Eine Karawane, die nicht abreißt, wälzt sich heran aus allen Himmelsrichtungen: Aus dem Industriegebiet, dem gewaltigen Menschensammelbecken des Westens kommen sie, die Ahr herauf, Kurve auf Kurve durchkreisend, auf der sonnenglänzenden Geraden ein wenig beschleunigend, sonst aber immer im gleichen Tempo einer Riesenschlange aus Stahl, Benzin und Gummi. Ein Flieger würde einen vielarmigen Polypen erblicken, dessen Fangarme sich ausstrecken nach allen

Seiten: Im Norden packt er das Industriegebiet, im Süden Frankfurt und Mainz, Koblenz, Siegen, Gießen, Kassel im Osten. Und wie die Blutkörperchen durch viele Adern dem Herzen zustreben, so kennen diese Menschen heute alle nur ein Ziel: Die Nürburg! Der wohlhabende Sportsmann aus Berlin braust im Tourenwagen herbei, der Kegelklub aus Düsseldorf hat einen Lastwagen gemietet, Schlosser aus Aachen und Heidelberg kommen mit ihren Motorrädern und Bräuten, und was in der Nähe wohnt, das nimmt das Fahrrad zwischen die Beine, um dabei sein zu können.

In der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag hat der Strom eingesetzt. Kein Mensch, der an der Straße wohnte, hat ein Auge zugetan. Wer über die Straße wollte, mußte warten, bis der Verkehrspolizist alle halbe Stunde die Kette auf Sekunden unterbrach. Gegen zehn Uhr morgens versiegt der Strom. Wer jetzt noch kommt, kommt zu spät.

Adenau ist das Quartier der Mannschaft. Seit Wochen gibt's hier kein Bett mehr zu mieten. Das verträumte Städtchen scheint heute Mittelpunkt der Welt zu sein.

Die Tribünen sind lange besetzt. An allen Punkten der Bahn, die Interessantes versprechen, am Schwalbenschwanz, der Antoniusbuche, auf der Hedwigshöhe und am Schwedenkreuz — — überall sitzen, stehen, lagern die Schaulustigen. Manche haben ein Zelt aufgeschlagen. Sie haben bereits am Sonnabend ihr Quartier bezogen und hantieren nun fröhlich mit Kochtopf, Feldkocher und Gummikissen. Sie sind die Schlauköpfe, weil sie mit dem Rennen ein Wochenende mit Zeltlager und Eifelromantik verbinden. Außerdem haben sie in der Nacht ausgeschlafen und keinen Pfennig Miete dafür bezahlt.

Ernsthafter als beim fröhlichen Volk der Zuschauer sieht es bei denen aus, die das Rennen fahren sollen. Die bekannten Namen der Rennfahrer, die weltberühmten Marken der Fabrikate, die sie zum Siege führen sollen, sind zwar in aller Munde. Aber die wenigsten unter den Zuschauern ahnen, welche Summe von Energie, Umsicht, Tatkraft, Ausdauer und Organisationsfähigkeit dazugehört, ein Fahrzeug so weit zu bringen, daß es sich mit Aussicht auf Erfolg in diese härteste aller Prüfungen wagen kann. Hier ist alles da: Ersatzteile liegen griffbereit, Brennstoffbehälter, die den Tank der Wagen in wenigen Augenblicken füllen, Reserveräder mit Spezialbereifung, Signalscheiben, die dem Fahrer die verabredeten Zeichen geben und seine Fahrweise regulieren. „Der Stall" ist fertig, der Wagen auch, das Rennen kann beginnen.

Die große Menge sieht eigentlich nur die „Kanonen" Die Fachleute sehen mehr. Sie vergleichen, wo der Laie nur mehr oder weniger schnelle Fahrt sieht, das Verhältnis von Last und Kraft, ersehen Vor- und Nachteile einer neuen Konstruktion. Es ist offenes Geheimnis unter ihnen, daß in diesem Rennen zwar Start und Lauf der Kanonen von größtem Allgemeininteresse ist, aber die kleinen Wagen, die das sensationshungrige Publikum nicht ganz für voll nimmt, sind diesmal die Hauptsache. In jedem kann sich das große Geschäft zeigen: der Wagen für die Menge. Auch kleinste Verbesserungen in der Leistung können sich bei einer geschickten Ausnutzung zu ganz großen Geschäftserfolgen ausweiten.

Thormeyer ist erst heute früh gekommen. So gegen sieben Uhr hat er versucht, Heinz Ohlendorff im Hotel zu wecken, bekam allerdings keine Antwort, so daß er sich brummend in den „Stall" seiner Firma verfügte. Hier ist Thiele Hartmann seit fünf Uhr auf den Beinen. Unter seiner Obhut steht das neue „Glück auf Falkenau", ein schmucker Wagen, weiß, schnittig, sauber. Er hat ihn vom Kühler bis zum Differential, von der Batterieklemme bis zum Achsschenkellager untersucht. Als Thormeyer sich anschickt, hier ein Gespräch anzuknüpfen, merkt er sehr bald, daß man wohl Generaldirektor sein kann und doch zum Teufel gewünscht wird.

„Wenn Sie mir nur sagen könnten, wo Doktor Ohlsen steckt!" jammert er und kommt sich furchtbar überflüssig vor. „In diesem Nest von Irrsinnigen kommt man sich ja vor wie Noah während der Sintflut."

„Fräulein Doktor schläft noch!" ist die brummige Antwort unter der Oelwanne. Thiele kann seinetwegen nicht die Untersuchung abbrechen.

Resignierend zieht sich Thormeyer in seinen Wagen zurück, vorn schläft Stephan, hinten schläft er. Sie sind die ganze Nacht hindurch gefahren, die letzten Tage waren eine Hetzjagd sondergleichen. Aber doch erfreulich. O ja!

Ohlendorff hat die Sache mit aller Energie angepackt. Er fand keine schlechte Vorarbeit. Der Wagen, den Korff geschaffen hatte, bedurfte nicht allzuvieler Aenderungen. Er konnte da weiterarbeiten, wo der Tote nicht weitergewußt hatte.

Seit Freitag waren sie nun hier auf der Nürburg: Ohlendorff, Thiele Hartmann und Annemarie. Sie durfte nicht von seiner Seite weichen. Das hatte er sich ausbedungen, und Thormeyer hatte eingewilligt.

Es war kein reines Vergnügen gewesen, mit Ohlendorff zu verhandeln. Er war hart wie Eisen in seinen Forderungen und Bedingungen. Keinen endgültigen Abschluß ließ er zu, bevor sein Motor nicht die Feuertaufe bestanden hatte. Die Probefahrten waren zur Zufriedenheit abgelaufen, wie ihm Ohlsen telephoniert hatte. Na, dann also heute!

Gegen neun Uhr läßt er sich im Hotel Kaffee geben, und da erscheint auch Ohlendorff und erstattet Bericht. Die PAC-Leute haben ihre Nennung zurückgezogen. Das ist hier eine große Neuigkeit. Aber Thormeyer lächelt nur.

„Wußten Sie das schon?" fragt Heinz erstaunt. „Es war wirklich meine schärfste Konkurrenz!"

„Wenn Sie schweigen können, sollen Sie es wissen: Die bauen Ihren, also unsern Wagen in Lizenz. Eine hübsche Stange Geld auch für Sie, lieber Freund!"

„Die PAC in Lizenz? Donnerwetter!"

„Ja . . . man setzt viel Vertrauen und große Hoffnungen auf Sie. Daß die Sache mit Korff endgültig erledigt ist, wissen Sie wohl? Wernicke hat man laufen lassen, das Verfahren ist niedergeschlagen. Ich hab' den armen Kerl in die Buchhalterei gesteckt. Wen Niemöller empfiehlt, nehm' ich unbesehen. Aber da kommt ja auch Ohlsen! . . Verzeihung, nun muß ich wohl doch anfangen, etwas höflicher zu sein! Also schönen guten Morgen, Fräulein Doktor!"

Frisch wie der Sommermorgen kommt Annemarie herein. Sie freut sich aufrichtig, daß Thormeyer da ist.

„Wie Sie sich verjüngen, Ohlsen! Ich wollte, ich könnte das auch! Wie machen Sie das bloß?"

„Schaffen Sie sich eine Frau an, Herr Generaldirektor! Sie sehen ja, wie mich die Freude wieder frisch macht! Das heißt . . ." lacht sie mit einem Seitenblick auf Heinz, „. . . noch hab' ich ihn nicht fest!"

„Aber bald!" ruft der dazwischen. „Am zehnten September!"

„Was? Am zehnten September?"

„Hm. Ist ein Freitag. Sorg' für deine Papiere, Kind. Bitte noch ein Ei . . . der Fahrer ist heute zweckmäßig bei guter Laune zu erhalten. Ja, ja, Herr Generaldirektor, am zehnten September! Das sind knapp vierzehn Tage! Da nehm ich mir dieses studierte Mädchen zur Frau. Und dann können Sie uns mit der Lupe auf der Landkarte suchen. Finden werden Sie uns erst, wenn's anfängt, herbstkühl zu werden."

(Fortsetzung folgt.)

Geschlechter um ein Eisbärenfell...

Von Herbert Steinmann.

Das Eisbärenfell in der Wohnung von Rudolf Damm war ein uraltes Erbstück. Das war aber auch das einzige, was man zu seinem Vorteil sagen konnte. Denn es hatte schon viel zu leiden gehabt als es noch auf dem Rücken seines ursprünglichen Besitzers gesessen hatte, so war es während seines langen Daseins als Schmuckstück im Hause der Damms nicht besser geworden.

Ganze Scharen und Generationen von Kindern, Katzen und Hunden hatten sich darauf herumgewälzt, hatten es zerzaust und zertrampelt, so daß das einst dichte Fell dünn und von einem seltsamen schmutzigen Grau geworden war. Das eine Auge fehlte. Der später bedeutend ruhiger und würdiger gewordene Großvater des jetzigen Besitzers des Prachtstückes hatte es einst als Knabe herausgedreht, um es gegen eine Schachtel Knallfrösche umzutauschen. Die Nase des armen Eisbären saß merkwürdig schief und widerstand erfolgreich allen Leimungsversuchen. Kurz und gut, das Ganze war das Zerrbild eines Eisbärfelles, das keiner Wohnung zur Zierde gereichte.

Der nunmehrige Eigentümer, der junge Rudolf Damm, indessen war ein wohlerzogener Mann, der sein nettes Einkommen als Angestellter besaß und der als behaglich lebender Junggeselle besonderen Wert auf eine tadellos eingerichtete Wohnung legte. Was sollte da nun ein altes Eisbärfell?

So hatte Rudolf denn das besagte Erbmonstrum zur Vernichtung verurteilt. Aber durch das Versehen irgendeines Packers erschien es zu Rudolfs Entsetzen neben den anderen Sachen doch in seiner Wohnung.

Mochten den jungen Mann nun irgendwelche persönliche Erinnerungen an das Eisbärfell bewegen, kurz und gut, er begnadigte das Stück, seine alten Tage in der Rumpelkammer zu verbringen. Leider aber hatte er nicht mit den Männern vom Luftschutz gerechnet, die eines Tages den Boden sehr eingehend besichtigten, und die mit der ihnen eigenen Gemütsruhe erklärten, Eisbärfelle gehörten zum „unerwünschten Gerümpel".

Wütend schleppte Rudolf das Erbstück nach unten. Aber alle seine Bemühungen, es wie sonstiges Gerümpel bei irgendeinem Händler unterzubringen, schlugen fehl. Keiner von ihnen wollte es auch nur geschenkt haben.

Rudolf grübelte hin und her, bis er einen kurzen Entschluß faßte. Er nahm es, trug es eigenhändig nach unten und warf es in den Müllkasten. Worauf sein guter Morgenschlaf am nächsten Tage bereits um halb sechs von zwei rauhen Männern gestört wurde, die in ihren Fäusten das Eisbärfell hielten und kategorisch erklärten, daß die städtische Müllabfuhr zum Abtransport vorzeitlicher Raubtierüberreste nicht zuständig sei. Worauf sie ferner das in Rede stehende Objekt dem nur mit einem gelben Pyjama bekleideten Rudolf vor die Füße warfen und davonstapften.

Bitterböse schaute Rudolf auf das Erbstück hinab. Tückisch funkelnd, schaute das einzige noch vorhandene Eisbärauge aus Glas zu ihm hinauf.

„Fort mußt du, und sollte ich dich in die Hölle schleifen!" fluchte Rudolf. Worauf er das Erbstück in Packpapier packte, das von einem gestern erhaltenen Paket herrührte, und es fest mit Bindfaden umschnürte.

Punkt 15 nach acht schwang er sich, neben der Aktentasche noch das Paket schleppend, auf die Straßenbahn, um nach seinem Büro zu fahren. Sanft lehnte er das Eisbärfell neben sich, in der festen Absicht, es beim Umsteigen in die andere Linie zu vergessen. Endlich kam seine Haltestelle. Wie in tiefe Gedanken versunken, schritt er hinaus, drängte sich auf der Plattform durch die Menge, war schon zum Abspringen bereit, da klang aus dem Innern des Wagens eine helle Mädchenstimme hinter ihm her.

Rudolf kannte diese Stimme, sie gehörte einer hübschen, jungen kaufmännischen Angestellten, die jeden Morgen mit ihm denselben Weg fuhr. Man kannte und grüßte sich, und manchmal hatte er schon gedacht — — —

Aber jetzt hätte er die Besitzerin der silberhellen Stimme glatt morden können. Denn sie rief:

„Mein Herr — — — Sie haben Ihr Paket vergessen!"

Und auf der Plattform sang ein ganzer Chor der Hilfreichen es nach:

„Herr — Ihr Paket!"

Ja, selbst der Schaffner wartete mit dem Abklingeln und rief munter:

„Herr — nehmen Sie doch Ihr Paket!"

Da sah Rudolf ein, daß er den Eisbären nicht verleugnen konnte. Dankesworte murmelnd, nahm er das Paket an sich und wankte zur anderen Haltestelle hinüber, um weiterzufahren. Die Straßenbahn, die ihn nun samt dem Paket aufnahm, war wenig besetzt. Nur ein alter Herr mit einer Brille saß halb schlafend in einer Ecke.

Und, oh Wunder, das Unglaubliche gelang. Diesmal konnte Rudolf das Paket ungehindert liegen lassen.

Am Spätnachmittag aber fand er folgendes Schreiben daheim vor:

Fundbüro Straßenbahn.
Sprechzeit 8—8.

Herrn Rudolf Damm,
hier,
Elbwasserstraße 278 c.

Sie werden ersucht, umgehend ein Ihnen gehöriges Fundstück, das sich nach dem Sachverständigenurteil als ein Graubärfell herausgestellt hat, umgehend abzuholen. Jeder Tag der Lagerung kostet 30 Pfennige Gebühr. gez. Schlüter."

Rudolf war zerschmettert. Oh, wie konnte er auch nur so dumm sein und Packpapier benutzen, auf dem noch seine Anschrift stand. Wären nicht die 30 Pfennige Lagergebühr pro Tag gewesen, sicher hätte er sich nicht aufgemacht, um den anhänglichen Eisbär abzuholen.

So aber tat er es, Wut und Bitterkeit im Herzen. Immer höher schwoll die Wut seines Zorns auf dem Nachhausewege an. Als er in der beginnenden Dämmerung eine einsame in einem Park gelegene Brücke erreichte, unter der ein dunkles, tiefes Wasser dahinfloß, warf er das Paket verächtlich über das Geländer.

„Stirb — du Biest!" — grollend kamen diese Worte dabei über seine Lippen.

Klatschend schlug das Paket auf die Wasserfläche.

Rudolf huschte davon. Aber er war noch keine zehn Meter weg, als ein gellender Schrei aus Frauenmund hinter ihm herklang:

„Haltet ihn — haltet ihn — Mörder — er hat 'ne Frau ins Wasser geworfen!"

Eine ältliche Dame rannte, einen Schirm schwingend, hinter ihm her. Rudolf ergriff die Flucht, aber er kam nicht weit. Der ganze Park schien sich zu beleben. Im Nu war er eingeholt, gepackt und in zerknautschtem Zustande einer Polizeistreife übergeben, die ihn zur Wache brachte.

Die Aussagen der Dame mit dem Schirm, die, auf einer Bank im Schatten der Bäume sitzend, sein Tun beobachtet hatte, lauteten so bestimmt, daß er in eine Zelle kam. Sein Ruf „stirb du Biest" sei doch sehr verdächtig, man werde sofort nach der Leiche suchen, wurde ihm auf seinen Protest hin kurz angedeutet.

„Oh, möchten sie doch das Eisbärfell finden", das war der einzige glühende Wunsch Rudolfs in zwei bangen Zellenstunden. Sie fanden es wirklich. Er wurde nach Aufklärung des Mißverständnisses höflich entlassen.

Glückstrahlend, das triefende Paket unter dem Arm, aus dessen Hülle der einäugige Eisbärkopf freundlich hervorlugte, trabte Rudolf nach Hause. Höchst eigenhändig legte er es vor den Spiegel im Wohnzimmer.

Doch kein Pech ist ohne Glück. Die Angelegenheit mit dem vergessenen Paket brachte ihn noch näher mit der besagten jungen Dame aus der Straßenbahn zusammen. So nahe schließlich, daß sie beschloß, den Namen zu wechseln und Frau Damm zu werden.

Angemessene Zeit später hatte das Eisbärfell berechtigte Aussicht, ein Erbstück zu bleiben. Denn jetzt saß wieder ein kleiner Rudi Damm darauf und rupfte freudig krähend kräftig mit beiden Fäustchen in dem grauweißen Fell herum ...

Haussuchung

Humoreske von Josef Robert Harrer

Alle Zeitungen brachten in großer Aufmachung die Berichte vom Diebstahl der wichtigen Geheimdokumente aus der fremden Gesandtschaft. Man stand vor einem Rätsel, man griff die Polizei an, man befürchtete diplomatische Verwicklungen. Die Polizei aber arbeitete fieberhaft; man ging der kleinsten Spur nach, man setzte Belohnungen für wertvolle Mitteilungen des Publikums aus, Belohnungen, die im Laufe von drei Tagen so erhöht wurden, daß es kein Wunder war, wenn die ganze Stadt Detektiv spielte. — —

Alfred Puvier ging ruhelos in seinem Arbeitszimmer umher. Er griff sich an die Stirne, er dachte krampfhaft nach, er seufzte. Da schrillte der Fernsprecher.

„Ja, hier Alfred ... Nein, hab noch Geduld! ... Der Expreßzug geht doch erst in zwei Stunden ... Ja, ich werde dich anrufen!"

Kaum hatte er den Hörer niedergelegt, als an der Türe geklopft wurde. Puvier öffnete. Auf dem Flur standen fünf Polizisten und einige Herren in Zivil. „Kriminalpolizei! Haussuchung!"

Fünf Revolver starrten ihm entgegen. „Ich wüßte nicht," stammelte Puvier. Zwei Polizisten hielten ihn fest; man trat in seine Wohnung.

„So sagen Sie doch, was Sie von mir wollen!"

„Sie stehen im Verdacht, die Geheimdokumente gestohlen zu haben! Wir müssen Ihre Wohnung durchsuchen."

„Ich soll die Dokumente gestohlen haben? Aber, meine Herren, gerade so gut könnten Sie sagen, ich hätte den Louvre ausgeräumt!"

Man lächelte überlegen. Die beiden Polizisten hielten den Armen fest, während die Zivilisten nach schlauester kriminalistischer Methode Laden und Kasten durchwühlten.

Puvier versuchte ein Lächeln: „Ich bewundere Ihre Kunst, meine Herren. Rein theoretisch genommen, tut es mir leid, daß Ihre Mühe, Ihr genialer Spürsinn vergeblich ist. Wie kommen Sie überhaupt darauf, mich, einen nur seinem Beruf lebenden Architekten, in den lächerlichen Verdacht zu bringen, daß ich dumme Dokumente gestohlen habe?"

In seinem Arbeitszimmer sah es fürchterlich aus. Alles lag drunter und drüber.

„So antworten Sie mir doch!"

„Ein telephonischer Anruf sagte, daß Sie der Dieb wären!"

Puvier lachte. „Irgendein Spaßvogel hat sich einen albernen Witz erlaubt!"

„Das wird sich ja zeigen," sagte der Chef der Abteilung.

Puvier hatte sich beruhigt. Belustigt folgte er der Tätigkeit der Kriminalbeamten. „In der Ofenröhre könnten Sie auch noch nachsehen!" meinte er.

Mon ließ ihn reden, man suchte, man leuchtete in alle Winkel. Man fand von den Dokumenten keine Spur.

Eine Stunde hatte die Haussuchung bereits gedauert. Auf dem Schreibtische lagen die Briefe Puviers, seine Aufzeichnungen. Da rief einer der Zivilisten aus dem Nebenzimmer: „Hier ist eine rote Brieftasche! Gut versteckt, ja? Dem Tischler des Waschtisches ist die untere Lade ein wenig zu kurz geraten. Hinter dieser Lade lag die Brieftasche auf einem kleinen Querbrett."

„Es sind die Aufzeichnungen zu meiner Erfindung!" fuhr Puvier auf. „Kein Mensch darf davon wissen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort."

Der Chef griff nach der roten Ledertasche und öffnete sie. Nachdem er sie durchsucht hatte, sagte er enttäuscht: „Tatsächlich, es sind nicht die Dokumente. Herr Puvier, was Ihre Erfindung betrifft, brauchen Sie keine Angst zu haben! Ich schweige. Denken Sie an meinen Diensteid! ... Weitersuchen!"

Puvier hatte sich in sein Schicksal ergeben. Da trat ein junges Mädchen ein. Puvier starrte ihm entgegen. „Felice, denk dir, man behauptet, ich hätte die Dokumente gestohlen!"

„Wer ist die Dame?" fragte der Chef.

„Ich bin die Braut des Herrn Puvier. Du sprichst von den Dokumenten? Sie haben sich gefunden. Hier die Extra-Ausgabe!"

Der Chef der Polizeiabteilung riß ihr das Blatt aus der Hand und las: „Harmlose Aufklärung des Dokumentendiebstahls aus der Gesandtschaft! Der vergeßliche Gesandte hatte die Dokumente vor einigen Tagen statt in die Rocktasche in den Regenschirm gesteckt. Als er heute den Schirm — — —"

Die Kriminalabteilung entschuldigte sich, man drückte Alfred Puvier die Hand, man ging. Und nichts für ungut, Pflicht ist Pflicht! —

Puvier tanzte glücklich im Zimmer umher. „Ein Wunder, Felice! Wenn die Haussuchung nicht gekommen wäre, hätte ich nie im Leben die rote Brieftasche gefunden."

„Nun rasch zum Bahnhof! Wir haben noch dreißig Minuten Zeit. Mister Greenboom hat mir versprochen, daß er bis zum Abgang des Zuges dabei bleibt, dir die Erfindung abzukaufen. Länger aber wartet er nicht."

Das Auto raste zum Bahnhof. Alfred hielt Felices Hand und flüsterte: „Das Schicksal meint es doch gut mit uns."

„Ja, Alfred, das Schicksal und deine gescheite Braut! Ich bin ja so glücklich, daß ich die Kriminalpolizei anrief und dich als den Dokumentendieb bezeichnete. Wer sonst hätte denn in einer Stunde die Entwürfe gefunden?"

Alfred starrte das Mädchen fassungslos an. Dann küßte er sie. — „Felice, wenn ich dich nicht hätte!"

Büchertisch

Josef Friedrich Perkonig: „Honigraub" oder „Der Hügel Sankt Joseph". Roman. 210 Seiten. In Leinen geb. 4.80 RM. Verlag Albert Langen/Georg Müller, München 1935.

Es ist ein erfreuliches Zeichen unserer Zeit, daß allenthalben die Sehnsüchte des Gemütes erwachen und daß die Menschen vor der Kälte des Verstandes wieder ihre Zuflucht nehmen in ein Reich stiller Besinnlichkeit, die ihre tiefsten Wurzeln hat in den seltenen Zauberkräften des Frohsinns und des Humors. An dieser wesenhaften Verwandlung unseres Volkes hat auch die Dichtung innersten Anteil. Die Zahl der Werke, die bis auf den heutigen Tag zu dieser beglückenden Bereicherung beitragen, ist wahrlich nicht gering, und unter ihnen ist der Roman „Honigraub", das jüngste Werk Josef Friedrich Perkonigs, ohne Zweifel eines der schönsten. Diese im besten Sinne rührende Geschichte erzählt von einem alten Manne, der am Rande eines Dörfchens ein bescheidenes und weises Leben führt, bis ihn an einem wunderschönen Frühlingsmorgen Mitleid verleitet, seine geliebten hungernden Bienen auf Raub zu füttern, damit sie in den reichen Stöcken der Nachbarn ihre Nahrung holen. Er muß für diesen „Sündenfall" hernach freilich bitter büßen und mancherlei Ungemach auf sich nehmen. Gedemütigt von der ganzen Dorfgemeinde, gerät er in ein unruhvolles Leben und kann sich nur mühsam all der Anfechtungen erwehren, die ihn heimsuchen. Aber es ist dann doch wieder tröstlich, zu sehen, wie unter der Bürde der Not seine gestrengen Richter ihm das harmlose Uebel vergessen und ihn aufs neue verehren und lieben, so daß er, das Vertrauen zu den Menschen wiedergewinnend, sein gütiges Herz beweisen kann und am Ende seiner Tage dahinfährt, von seinem Dorfe beklagt und betrauert gleich einem Heiligen.

Als das Werk eines echten und ganz und gar deutschen Dichters ist dieser Roman mit der Schönheit seiner Sprache und der heiteren Zuversicht seines Glaubens eines jener willkommenen Geschenke, die unser Herz froh stimmen und zufrieden machen.

Friedrich Griese: „Die Wagenburg". Eine Erzählung. 190 S. In Leinen gebunden 4.50 RM. Verlag Albert Langen/Georg Müller, München, 1935.

Wie alle dichterischen Werke Friedrich Grieses ist auch diese neue Erzählung ganz und gar aus der ihm eigentümlichen Welt der niederdeutschen Landschaft und ihrer Menschen erwachsen. Die Begebenheiten, die in diesem mit ungewöhnlicher Spannung geladenen Roman erzählt werden, spielen in der Zeit der Napoleonischen Freiheitskriege: plündernde Truppen fallen eines Tages in ein mecklenburgisches Dorf ein, berauben und brandschatzen die wehrlosen Bauern und erzwingen von ihnen schließlich noch Wagen und Gespanne zur Bergung der eroberten Beute. Karl Johann, der 18jährige Pferdeknecht, hat eines dieser Gespanne zu führen und zieht mit dem Troß des französischen Heeres davon, nicht ohne zuvor von seinem Bauern ermahnt zu sein, Pferde und Wagen um jeden Preis wieder zurückzubringen. Wie er nun diese Ermahnung wahrmacht, obwohl er von dem fremden Heer weit über seine Heimat hinaus bis nach Spanien entführt wird, wie er mit List und Beharrlichkeit immer wieder zu entfliehen trachtet und nach vielen mißlungenen Fluchtversuchen in die Greuel und Abenteuer des furchtbaren spanischen Krieges verstrickt wird, bis er, daheim schon längst totgeglaubt, aus Not und Tod wieder herausfindet und schließlich die beiden ihm anvertrauten Pferde unversehrt wieder in die Heimat zurückbringt — das ist der Inhalt dieser einfachen und höchst eindrucksvollen Geschichte.

Mit der wohltuenden Strenge und Schlichtheit seiner Sprache hat Griese eine im innersten Kern volkhafte Dichtung von seltenem Reichtum geschaffen. Es gibt nicht viele Bücher, in denen, ohne alles Gerede, der Ruf der Heimat so stark ist und den Menschen in der Fremde inmitten aller Gefahren so aufrecht hält wie hier. Und darum wird dieses Buch in Zukunft mit Recht zu jenen auserwählten Werken zählen, die jung und alt gleichermaßen begeistern und so leicht nicht vergessen werden.

■ Fröhliche Ecke ■

Der Schirm

„Was haben Sie dort für eine prachtvolle Krücke an Ihrem Schirm?"

„Ja, den habe ich von einem gewissen Herrn von Wedel."

„Ach was, ein Verwandter oder ein guter Freund?"

„Keene Ahnung, der Name stand schon drin eingraviert, als ich zu dem Schirm kam."

Prüfung

Frage und Antwort prasseln nur so aufeinander, wie erfrischender Regen nach großer Hitze. — Der Prüfende: „Was geben Sie zum ersten Frühstück?" — „Kaffee, Sahne, Brötchen, Butter, Eier!" — „Gut. Eier weich oder hart?" — „Weich!" — „Wie lange kocht ein weiches Ei?" — „Vier Minuten!" — „Gut. Und drei Eier?" — „Zwölf Minuten!"

Redeblüte

Vorsitzender eines Mäßigkeitsvereins: „Ja, meine Lieben, so oft ich einen jungen Mann aus dem Wirtshaus kommen sehe, möchte ich ihm zurufen: Junger Mann, Sie sind auf dem unrechten Wege — kehren Sie um!"